

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 69 Bromberg, den 10. Mai 1925.

Frau Mirjam und ihre Töchter.

Ein Roman aus geweihten Landen
von Erich Friesen.

(9. Fortsetzung.)

XII.

Am folgenden Morgen.

Leuchtendes Frührot über der ganzen Landschaft...

Zum Damaskustor hinaus rollt ein mit drei muntern arabischen Pferden bespannter Wagen, der Frau Mirjam und ihre beiden Töchter nach ihrem neuen Heim, nach Jericho, bringen soll.

Zuerst blickt Frau Mirjam sich noch ein wenig ängstlich um, ob nicht irgendwo aus einer Nische der hohen Stadtmauer ein zynisch lachendes Beduinengesicht auftaucht. Doch je mehr der Wagen sich von Jerusalem entfernt, um so mehr erheitern sich ihre gespannten Züge.

Jetzt vorüber an Gethsemane... jetzt durch Bethanien ... immer weiter die sich in eine Steinwüste hinabschlängelnde Chaussee entlang...

Irmgard blickt sehr ernst darein. Ihr ruhiger, aufs Praktische gerichtete Sinn weiß nicht recht, ob er sich freuen soll über die plötzliche Veränderung in dem einförmigen Leben oder ob das Aufgeben einer sicheren, wenn auch kümmerlichen Existenz ein übereilter Schritt der Mutter war.

Gerhildes rosiges Gesichtchen jedoch strahlt in vollster Jugendlust. Alles, was ihnen auf dem Wege begegnet, erregt ihr Entzücken: die vorbeisprengenden flotten Reiter mit buntem Sattelzeug, die umhertrippelnden schwerbeladenen Eselherden, die langen Reihen hintereinander angebundener, schwerbeladener, in feierlicher Dummheit daherstelzender Kamele...

Naturgemäß dreht sich das Gespräch der drei Frauen zumeist um ihren neuen Wohnort.

„Gibt's einen Gasthof in Jericho, Mutter?" fragte Irmgard plötzlich.

„Warum, mein Kind?"

„Wir müssen doch irgendwo absteigen, um eine passende Wohnung zu suchen."

Leises silberhelles Lachen perlt von Frau Mirjams Lippen — ein Lachen, wie Irmgard sich nicht entsinnt, es je von der Mutter gehört zu haben. Höchstens damals, vor vielen, vielen Jahren, in Jaffa.

„Sei unbesorgt, mein Kind! Wir finden alles bereit."

„Wie —? Wer hat —?" fragt Irmgard zögernd.

Tiefes Rot überzieht Frau Mirjams Wangen.

„Das war meine — ‚Geschäftsreise', mein Kind!" lächelt sie ein wenig befangen. „Damals habe ich alles arrangiert."

„Und hast uns nichts davon gesagt?"

„Weil die Zeit noch nicht dafür gekommen war!"

Irmgard blickt schweigend vor sich hin. Eine Frage brennt ihr auf den Lippen, die sie immer wieder zurückdrängt, aus Furcht, das Zartgefühl der Mutter zu verletzen.

„Liebe Mutter —" beginnt sie endlich leise — „hast du auch daran gedacht, daß dieses alles viel kostet? Woher —?"

Wieder umspielt Frau Mirjams Lippen ein Lächeln.

„Hältst du deine Mutter für so leichtsinnig, daß sie mit ihren Töchtern in die weite Welt hinauszieht, ohne zu wissen, woher das tägliche Brot nehmen?"

„Gewiß nicht, Mutter. Aber —"

Frau Mirjam blickt prüfend in das Gesicht ihrer älteren Tochter. Dann sagt sie ernst:

„Ich sehe, du machst dir Sorgen, Irmgard. Das ist vollständig unnötig, denn —" sie zögert einige Augenblicke, um dann lebhaft fortzufahren — „denn Tante Hermine hat uns eine kleine Summe zur Verfügung gestellt."

„Tante — Hermine?"

Gerhilde, die sich bis dahin nicht an dem Gespräch beteiligt und voll Interesse die tiefroten Anemonen am Wege betrachtet, ruft es voll lebhaften Erstaunens.

Und auch Irmgard wiederholt verwundert:

„Tante Hermine? Vaters Schwester, die uns Kinder damals —" sie stockt — „damals, vor vielen Jahren nach ihrer nordischen Heimat mitnahm?"

„Und die seitdem nie wieder etwas von sich hören ließ!" fügt Gerhilde rasch hinzu.

Frau Mirjam nickt schweigend.

Und Gerhilde ergeht sich sofort in Selbstvorwürfen, daß sie der Tante Hermine im stillen oft gegrollt hätte, weil sie sich um ihre fernen Verwandten so gar nicht kümmerte.

Und weiter rumpelt der Wagen — bergauf, bergab . . . und wieder bergauf . . .

Manchmal guckt da hinten vom fernen Ölberg her der alles überragende schlanke „Russenturm" über ein grausandiges Gebirgsjoch herüber. Dann wieder todestraurige Einsamkeit. Schauervolle Öde.

Am staubigen Wegrand lagern russische Pilger: Nachzügler einer vom Jordan zurückkehrenden Karawane, beladen mit dickbauchigen Blechbüchsen voll Jordanwasser, und erfüllt von dem erhebenden Bewußtsein, im heiligen Fluß gebadet zu haben.

Manchmal steigt die holperige Straße so mächtig aufwärts, daß die dampfenden Pferde schnaufen. Langsamer rollt der schwankende Wagen. Ein kräftiger Peitschenhieb des weißbeturbanten Kutschers — und mit erneuten Kräften geht es wieder vorwärts — in erschlaffender Luft, unter glühend herabsengenden Sonnenstrahlen.

Jetzt steigt aus Staubgewölk ein trotziges, mit Schießscharten versehenes Gemäuer empor — die sogenannte „Herberge des barmherzigen Samariters". Eine stumme Frage des arabischen Kutschers — ein ebenso stummes Nicken Frau Mirjams — — es wird Halt gemacht.

Drinnen in dem offenen Viereck der dicken Mauern ein buntes Gewimmel von allerhand Touristen, Herumschwadronieren in einem halben Dutzend verschiedener Sprachen.

Ehe Frau Mirjam sich mit ihren Töchtern an einem der grobgezimmerten Tische niederläßt, späht sie erst eifrig umher, ob kein Bekannter unter den Anwesenden ist. Dann erst bestellt sie eine Flasche rubinroten Sarona-Wein zur Stärkung.

Die bleiche schöne Frau in Trauer mit ihren beiden hochgewachsenen jugendfrischen Töchtern erregt allgemeines Aufsehen. Um den vielen auf sie gerichteten Blicken zu entgehen, verlassen sie rasch wieder die Herberge.

Und weiter geht die Fahrt. . .

Jede der drei Frauen, die in dem wackeligen Gefährte hin und her schwanken, hängt ihren Gedanken nach, die so verschieden sind, wie ihre Charaktere . . . .

Gerhilde genießt in vollen Zügen die ungewohnte Abwechslung, selbst wenn sie mit Strapazen verbunden ist. An die Zukunft denkt sie nur soweit, als dieselbe mit dem Geliebten in Verbindung steht. Wo sie bis zu ihrer Vereini-

gung mit Heinz lebt, ob in Jerusalem oder Jericho oder sonstwo, ist ihr gleichgültig. . . .

Die skeptischer veranlagte Irmgard dagegen begreift es noch immer nicht, daß die strenge Tante Hermine, nachdem sie jahrelang nichts von sich hören ließ, jetzt plötzlich nach dem Tode ihres Bruders sich um dessen hinterlassene Familie gekümmert haben soll. Sie kann eine gewisse Angst vor der Zukunft nicht los werden, obgleich sie sich nach Kräften bemüht, heiter zu erscheinen . . . .

Und Frau Mirjam?

Je höher die Sonne am Himmel steigt, je mehr der Wagen sich seinem Ziele nähert — um so erregter wird sie. Aber es scheint eine freudige Erregung zu sein. Das beweist die beständig zunehmende Röte ihrer Wangen, der fieberhafte Glanz ihrer Augen, das erwartungsvolle Lächeln ihrer Lippen . . . .

Jetzt die in Fels gehauene Straße hoch oben in luftiger Höhe. Voll Entzücken klatscht Gerhilde in die Hände.

„Sieh nur, Mutter! Sieh! Wie schön!“

Drüben, in amethystblauem Duft, das Gebirge Moab. In weiter Ferne links das Schimmern des Jordans, rechts eine Masse grauweißer, in der Sonne glitzernder Flächen — funkelnde Salzkrusten im Sande am Toten Meer.

Und neben der Straße, in tiefer, wildzerrissener Felsschlucht, das Kochen und Brausen des Baches Krit.

Manchmal wimmert das Geheul der Schakale herauf oder der wie grelles Lachen klingende Schrei einer Hyäne.

Dann wieder alles ruhig — wie erstorben in sandiger Öde.

Nach siebenstündiger Fahrt tauchen endlich am Wege eine Anzahl armseliger, schmutzerfüllter Fellachenhütten auf. Und zwei unscheinbare Klöster. Und ein paar für den Touristenfang eingerichtete Hotels.

„Jericho!“ meldet der arabische Kutscher grinsend.

Ein tiefer Seufzer der Befriedigung entringt sich Frau Mirjams Brust.

„Am Ziele! Gott sei Dank!“

Enttäuscht blicken Irmgard und Gerhilde auf die unwirtliche Gegend. Doch lächelnd gebietet ihre Mutter dem Kutscher, weiterzufahren.

Plötzlich eine Wegbiegung — und die Natur mit einem Schlage wie umgewandelt.

Unter hochragenden, im Winde säuselnden Palmen rollt der Wagen dahin. Zwischen mächtigen Hecken von hellgrauem, langstacheligem Christusdorn. Vorbei an riesigem Kaktusgestrüpp und Balsambäumen und glänzendem Blätterwerk und leuchtendfarbenen Blumen — eine in tropischer Pracht erblühende Oase inmitten sandiger Wüsteneinöde.

„Wohin?“ fragte der Kutscher . Jericho ist zu Ende.“

„Dort hinten — jenseits der Kaktushecke!“ gebietet Frau Mirjam.

Noch eine Biegung — der Wagen hält vor einem niedrigen Tor, hinter dem ein weißes, einstöckiges Haus erschimmert.

Ein zierliches Arabermädchen eilt herbei, und stellt sich Frau Mirjam als Dienerin vor. Dann trägt sie mit Hilfe des Kutschers das wenige Gepäck hinein ins Haus.

Frau Mirjam lohnt den Kutscher ab und schließt das Tor hinter ihm.

Jetzt blicken Irmgard und Gerhilde um sich.

Der Unterschied zwischen dem grauen Steinhäuschen in der schmalen, dunklen Via dolorosa in Jerusalem und diesem inmitten eines blühenden Organgenwaldes hervorschimmernden weißen Hause mit seiner luftigen Terrasse und seinem duftenden Blütenrausch ringsum ist so groß, daß die Mädchen sich in ein Märchenland versetzt glauben.

Stumm vor Verwunderung folgen sie der voranschreitenden kleinen Dienerin. Dabei ist ihnen, als spähen die Augen der Mutter erwartungsvoll nach allen Seiten.

Für einige Sekunden wird hinter einer Kaktushecke ein Männerkopf sichtbar, der jedoch sofort wieder verschwindet.

Jetzt nähern sich die drei Frauen, gefolgt von der kleinen Dienerin, dem Hause.

„Bitte, Madame! Dort ist Herr Erik Land“, sagt die Dienerin, auf einen Seitenweg deutend, in dem eine auffallend hohe, kräftige Männergestalt auftaucht.

Tiefe Blässe überhaucht Frau Mirjams Wangen. Ihre Hand greift nach dem Herzen.

Nun ist der Mann dicht neben ihnen.

Er zieht den Hut.

Frau Mirjam aber blickt ihn an mit einem Blick — einem Blick, — —

Irmgard ist es, als stehe ihr das Herz still.

Erik Land ist — ihr **V a t e r !**

*

XIII.

Alle Rätsel in dem Wesen der Mutter scheinen Irmgard auf einmal gelöst: der Mangel an wahrer Herzenstrauer bei Empfang der Nachricht vom Tode des Vaters, der Irmgards Empfinden so oft verletzte; die beiden mystischen „Geschäftsreisen“ der Mutter, über die sie tiefstes Stillschweigen bewahrte; ihre fieberhafte Erregung während der ganzen Fahrt nach ihrem neuen Aufenthaltsort.

Der Vater ist **n i c h t** tot. Er will nur tot **s c h e i n e n** — für die Welt.

Und immer fester wurzelt die Gewißheit in Irmgards Herzen, daß der Vater vor Jahren etwas Unrechtes begangen habe und nun unter fremdem Namen, als ein anderer Mensch wiederkehrt.

Still, in tiefes Sinnen verloren, folgt sie der Mutter und Schwester ins Haus.

Ein Ausruf freudigster Überraschung von drei Paar Lippen . . . .

Das ganze kleine Haus ist in orientalischem Stil eingerichtet. Von der mosaikgetäfelten Halle an, in der ein winziger Springbrunnen plätschert, bis zu dem kuppelartigen Miniatursalon mit seinen bunten Gobelins, seidenen Diwans, dicken Teppichen, farbigen Ampeln und ziselierten Gold- und Silberschalen . . . .

Besonders Gerhilde ist ganz starr vor Staunen.

Doch die kleine Dienerin läßt ihr nicht viel Zeit zum Wundern.

„Wenn die Damen eine Tasse Mokka nehmen möchten . . . oder vielleicht Tee —“ wendet sie sich sogleich an Frau Mirjam — „Fatime wird glücklich sein, ihre Herrin zu bedienen.“

„Bist du Fatime?“ fragt Irmgard, mit einem neugierigen Blick auf das behende, kleine braune Ding mit den kohlschwarzen Augen und dem dunklen Krauskopf.

„Ja, Mademoiselle. Ich bin Fatime.“

„Und wer ist Herr Erik Land?“

„Der Besitzer dieses Hauses, das für Madame und die Mademoiselles bestimmt ist. Herr Land selbst wohnt hinten im Orangenhain in einem kleinen Gartenhaus.“

Während Fatime auf der tuberosenumrankten Terrasse den Tee nebst einem kleinen Imbiß serviert, herrscht tiefes Schweigen. Keine der Frauen bringt ein gleichgültiges Wort über die Lippen. Erst als die Dienerin sich mit über der Brust gekreuzten Armen zurückgezogen hat, kommt Leben in Frau Mirjam und ihre Töchter.

„Gerade wie in einem Märchen!“ ruft Gerhilde, mit glänzenden Augen Umschau haltend. „So wie ich es ersehnte in meinen Kinderträumen in Jerusalem! . . . Nur daß nicht der Vater der Märchenprinz ist, der uns ins Zauberland einführt, sondern — —“

Sie bricht plötzlich ab und blickt beschämt auf die Mutter. Wie konnte sie nur so unzart sein, in diesem Moment an den toten Vater zu erinnern!

Auch Frau Mirjam scheint dies schmerzlich zu empfinden. Sie hat sich in den Diwan zurückgelehnt und hält das Taschentuch vor die Augen.

„Mütterchen, verzeihe mir!“ ruft Gerhilde beschämt. „Immer muß ich etwas Unpassendes sagen. Ich bin so schlecht, so schlecht —“

Und wie so oft, sinkt sie auch jetzt neben der geliebten Mutter nieder und schlingt die Arme um ihre Knie.

Mit einem tiefen Aufatmen löst Frau Mirjam die Hände von dem Gesicht. In ihren Augen erglänzen Tränen. Aber nicht Schmerzenstränen sind es. Nein, Freudentränen, die ihr diese Stunde des Glücks erpreßt. Das sehen ihre Töchter sofort an dem verklärten Ausdruck der Züge.

Da naht sich wieder Fatime. Herr Erik Land lasse fragen, ob Madame ihn einen Augenblick empfangen wolle.

Frau Mirjam nickt.

„Ja, Fatime. Im Salon. In wenigen Minuten.“

„Darf ich mitgehen?“ schmeichelt Gerhilde.

Doch Frau Mirjam bedeutet mit sanfter Bestimmtheit ihren Töchtern, daß sie das erste Mal Herrn Erik Land allein sprechen müsse. Und schon ist sie auf dem Wege nach dem Salon.

Kaum sind die Schwestern allein, da beginnt Gerhildes Plaudermündchen sich in Bewegung zu setzen . . . .

Wie schön das hier alles sei . . . wie die Mutter wohl gerade auf Jericho gekommen wäre . . . ob sie mit diesem Luxus einverstanden sei . . . wovon sie das alles bezahlen wolle . . . ob sie hier auch noch Blumenkartons anfertigen würden . . . und wer dieser Erik Land sei, der hier mitten zwischen schmutzigen Fellahhütten ein solch schönes Haus besitzt. . . .

Irmgard läßt den ganzen Wortschwall geduldig über sich ergehen. Erst als das Plappermäulchen von selber schweigt, sagt sie ernst:

„Vielleicht hat die Mutter eine Erbschaft gemacht, Hilde!“ (Fortsetzung folgt.)

Was ist Radio?

Wer als Schüler mit Aufmerksamkeit und mit Interesse dem physikalischen Unterricht gefolgt ist und in dessen Gedächtnis die Grundbegriffe der Physik, besonders der Elektrizitätslehre haften geblieben sind, dem wird es nicht schwer fallen, an Hand der vielen jetzt in den Verkehr gebrachten Radiobastelbücher einen Begriff von den ans Wunderbare grenzenden Erscheinungen der Radiovorgänge zu bekommen. Wer dagegen keinen Physikunterricht genossen oder ihn als eine nutzlose Quälerei angesehen hat und sich diesen scheinbar wertlosen Ballast möglichst umgehend wieder aus dem Gedächtnis geschlagen hat, der wird doch vielleicht ein leises Bedauern empfinden, daß es ihm heute schwer oder gar unmöglich erscheint, in diese Materie einzudringen, welche sich durch ihre märchenhaften Erfolge zu einem Kulturfaktor allerersten Ranges entwickelt hat.

Sei aber nicht hoffnungslos, lieber Leser, denn es gibt eine ganze Reihe von Erscheinungen und Vorgängen, die sich mit dem Radio vergleichen lassen, und wenn auch durch die folgenden Erörterungen nicht die Ausbildung zu einem erfinderischen Radiotechniker erreicht werden dürfte, so wird der tiefe Schleier des Geheimnisses doch in merklicher Weise gelichtet werden.

Unter Radio versteht man heute ausschließlich die drahtlose Telephonie, d. h. die Übertragung aller dem menschlichen Ohr ohne Schlüssel verständlichen Schallvorgänge wie Sprache, Musik usw. Die drahtlose Telegraphie befaßt sich dagegen meist mit der Übertragung verabredeter Zeichen zwecks Geheimhaltung der Mitteilungen. Dies kommt ausschließlich für den militärischen und diplomatischen Verkehr in Frage.

Jedem ist es ohne weiteres verständlich, wenn jemand mit einem anderen, der sich in der Rufweite befindet, spricht. Die Schallwellen aus dem Munde des einen erreichen das Ohr des andern unmittelbar, wodurch die Verständigung erfolgt. Oder nur schwer oder auch nicht, wenn die Entfernung zu groß wird. Dann kann man einen Schalltrichter, ein Megaphon benutzen, um die Stimme zu verstärken und weiterreichend zu machen. Auch durch ein Rohr kann man durch Wände sprechen. Wie man aber durch einen Draht sprechen kann, wie mit dem Telephon, das ist dem Laien schon unverständlich. Der Schall geht auch gar nicht durch den Draht. Hier wird die Wunderkraft Elektrizität zur Hilfe genommen, die mit unglaublicher Geschwindigkeit, 300 Tausend Kilometer in der Sekunde, durch einen Draht fließt. Der Schall wird durch das Mikrophon, in welches man spricht, dem elektrischen Strom aufgezwungen. Der Strom bekommt dadurch Wellen, welche an der Empfangsstation mit dem Hörer dem Strom wieder abgenommen und vom herangehaltenen Ohr wieder als Schallwellen empfunden werden. Man verwandelt also beim Sprechen Schallwellen in elektrische und hört im Hörer die zurückverwandelten Schallwellen. — Ganz ähnlich verhält es sich beim Radio. Der aufmerksame Leser wird sagen: ja, wo ist denn der Draht, auf dem die Stromwellen fortgeschickt werden. Es geht auch ohne Draht. Diese früher unglaubliche Tatsache hat dem Radio das magisch Wunderbare gegeben.

Dieser große Fortschritt ist natürlich nicht einem blinden Zufall zu verdanken, vielleicht beim Experimentieren mit einem Telephon, sondern er ist die Frucht mühevoller Gedankengänge und Arbeiten hervorragender Männer. Die Allgemeinheit, welche die Früchte der Großtaten dieser Männer genießt, fragt in ihrem gedankenlosen Egoismus nicht nach ihnen und freut sich nur des Genusses. Deshalb ist es eine Dankespflicht, ihrer von Zeit zu Zeit zu gedenken. Die berühmten englischen Physiker Faraday und Maxwell sind eigentlich die geistigen Schöpfer des Radio, denn letzterer hat 1864 mit äußerst komplizierten mathematischen Überlegungen ausgerechnet und behauptet, daß Licht und Elektrizität in ihrem Wesen gleich sein müssen und daß Elektrizität sich ebenso wie Licht mit einer Geschwindigkeit von 300 000 Kilometer in der Sekunde strahlenartig durch den Raum fortpflanzen müsse. Lange Zeit blieb dies eine theoretische Behauptung. Den experimentellen Beweis dieser Behauptung hat der deutsche Physiker Heinrich Hertz 1890 erbracht, indem es ihm gelang, elektrische Wellen zu erzeugen, die sich gradlinig in den Raum hineinbewegen, ohne an einen Draht gefesselt zu sein, die die gleichen physikalischen Eigenschaften zeigen in bezug auf Fortpflanzung, Spiegelung, Brechung, Polarisation usw., nur daß sie eine andere Wellenlänge haben und infolgedessen nicht sichtbar sind. Ferner haben die elektrischen Wellen die merkwürdige Eigenschaft, daß sie durch Luft, Wasser, Glas, Holz, Mauerwerk nicht merklich aufgehalten werden. Dagegen werden sie angehalten durch metallische Flächen und Drähte.

Wenn man von Wellen spricht, so denkt jeder zunächst an Wasserwellen, wie sie der Wind auf großen Wasserflächen, z. B. auf dem Meere erzeugt und wo sie beim Sturm „haushoch" werden. Wenn man einen Stein in eine ruhige Wasserfläche fallen läßt, so bilden sich Wellenringe, die nach dem Rande des Gefäßes fortschreiten. Der gerade Weg einer Reihe von Wellen läßt sich vergleichen mit einer Schlange, die man am Schwanz festhält. Wenn man nun die Entfernung des höchsten Punktes einer Welle bis zum höchsten Punkt der Nachbarwelle abmißt, so weiß man, wie lang die Welle ist und man kennt die Wellenlänge. Wenn man die Wasserwellen betrachtet, so sieht es aus, als ob das Wasser sich mit den Wellen vorwärts bewegt. In Wirklichkeit ist nur die Fläche des Wassers in Bewegung und es wird auf dieser nur die Kraft des eingefallenen Steines fortgepflanzt. Die Welle ist also nichts weiter als die Übertragungsform einer bewegenden Kraft, wobei der Stoff, durch den die Welle hindurchgeht, in seinen Teilchen nur Auf- und Abbewegungen in der Höhe der Wellen ausführt. Dabei zeigt sich die stärkste Bewegung in den Bäuchen und Ruhe in den Knotenpunkten. Wenn die Wellen sich auf einer Wasserfläche allmählich verlaufen, so werden sie „gedämpft". Wenn sie dagegen immer wieder von neuem angeregt werden und stets in gleicher Höhe und Länge bleiben, so sind es „kontinuierliche" Wellen.

Die elektrischen Wellen, welche im Radio benutzt werden, sind von der letzteren Art, also kontinuierliche Wellen und werden in den Sendestationen erzeugt in gleichbleibender Wellenlänge und Höhe durch eine Dynamo-elektrische Maschine, die man Hochfrequenzmaschine nennt. Diese Maschinen werden durch Motoren (Elektromotor, Gasmotor oder Dampfmaschine) angetrieben und verbrauchen eine Kraft von 2—5 und mehr Pferdestärken, je nach Größe der betreffenden Sendestation. Die Wellenlänge der elektrischen Wellen differiert von ca. 1 Zentimeter bis mehrere Kilometer. — Von den Sendestationen werden nun die elektrischen Wellen durch senkrecht in die Höhe oder schirmförmig ausgespannte Drähte (Antennen) in den Raum nach allen Richtungen hin strahlenförmig hinausgeschleudert, wobei naturgemäß die stärksten Hochfrequenzmaschinen mit ihren Strahlen eine größere Reichweite haben wie schwächere Maschinen. Infolgedessen sind die großen Stationen für kleine Empfangsapparate leichter und deutlicher wahrnehmbar. Die elektrischen Wellen sind eine Art von Kraftübertragung, indem winzige Anteile der von den Senderantennen ausgestrahlten, einer bestimmten Zahl von Pferdekräften gleichkommenden Energie durch die Antennendrähte der Empfangsapparate aufgefangen und zur Erzeugung der hörbaren Laute verwendet werden. Dabei nimmt natürlich die Energie bei größer werdendem Umfang des Entfernungskreises ab. Jede Sendestation ist auf eine bestimmte Wellenlänge eingerichtet, die nicht geändert wird. Infolgedessen ist es mit geeigneten Empfangsapparaten eine Leichtigkeit, sich mit der betreffenden Station in Verbindung zu setzen, indem man den Apparat auf die bekannte Wellenlänge einstellt. Trotzdem alle Stationen gleichzeitig in einem wüsten Durcheinander ihre verschiedenen Wellen aussenden, so ist es doch bei den exakten, stets gleichbleibenden kontinuierlichen Wellen mit einem geeigneten Radioapparat möglich, nur die eine gewünschte Wellenlänge herauszugreifen, während dagegen alle anderen vollständig verschwinden. Da jedoch manche Stationen ganz dicht nebeneinanderliegende Wellenlängen haben, so kann es vorkommen, daß etwa ein Konzert in Hamburg schwer auseinanderzuhalten ist von einem Vortrag in Rom.

Bis jetzt haben wir uns fast ausschließlich über die elektrischen Wellen unterhalten, und der geneigte Leser wird nun auch wissen wollen, wie die Tonbildung bei der Übertragung der Sprache, Musik usw. zustande kommt. Wir hatten zu Anfang unserer Betrachtung erfahren, wie im Mikrophon die Schallwellen der Sprache dem elektrischen Strom, der in einem Draht fließt, aufgezwungen werden, um sie dann im Telephon wieder zurückzugeben. Genau so ist es hier, nur daß man nicht den Strom im Draht, sondern die elektrischen Wellen beeinflußt.

In sinnreicher Weise wird ein Mikrophon in die Strombahn der Hochfrequenzmaschine eingeschaltet und dadurch bewirkt, daß beim Sprechen in das Mikrophon die kontinuierlichen elektrischen Wellen, welche allein nicht hörbar sind und die in den Raum hinausgehen, Abschwächungen und Verstärkungen bzw. Knicke und Verzerrungen, sozusagen eine Musterung bekommen, die dem Charakter der Schallwellen entspricht. In diesem veränderten Zustand fliegen die Wellen heraus, um nun in den Radioapparaten das Wunder der Übertragung der menschlichen Stimme mit all ihren seelischen Effekten, der Musik mit allen Feinheiten ihrer schmeichelnden Weisen hervorzuzaubern, kurz, um den Raum und die trennenden Klüfte in der Menschheit zu überbrücken und die Menschen seelisch einander näher zu rücken.

Nun noch ein Wort über die Empfängerapparate, wie sie von den Verehrern des Radio benutzt werden. Wie bereits oben gesagt, werden die elektrischen Wellen von metallenen Flächen und Drähten festgehalten. Man spannt deshalb in der freien Luft über den Häusern zwischen zwei Masten vor Ableitung zur Erde geschützte Drähte und leitet von diesen eine Abzweigung durch Löcher in den Wänden oder in den Fensterrahmen in das Zimmer hinein, wo sie in einem geheimnisvollen Kasten mündet. An diesem Radiokasten befinden sich einige drehbare Knöpfe und Griffe und in oder auf dem Kasten vor allem einige gläserne, häufig blanke, Glühlampen ähnliche Kugeln. Diese letzteren sind die eigentlichen Tastorgane, mit denen die durch den Luftdraht aufgefangenen ganz schwachen und zarten elektrischen Wellen beim Hindurchsenden durch ihren luftleeren Glasraum verstärkt und zum Hören mit einem Telephon geeignet gemacht werden. In dieser sogenannten Elektronenröhre, in der sich, nebenbei gesagt, zur Erzielung der Wirkung ein winziger elektrischer Heizkörper befindet, werden die mit den elektrischen Wellen aufgefangenen Schallwellen verstärkt, und zwar so, daß in der dritten Röhre die aufgefangenen Schallwellen bereits auf das 2000fache verstärkt sind. Hierbei wird der verstärkte Wellenstrom aus der ersten durch die zweite und aus dieser durch die dritte Röhre verstärkt. Durch die Benutzung von noch mehr Röhren kann die Wirkung so gesteigert werden, daß man ein lautes Dröhnen aus einem Schalltrichter (Lautsprecher) erzeugen kann; und es ist auf diese Weise denkbar, daß man mit einem oder mehreren Lautsprechern *auf einem freien Platz eine große Menschenmenge unterhalten kann.*

Es gibt noch andere Verstärker, die aber bei weitem nicht an die exakte und verlustlose Verstärkungsart der Elektronenröhren heranreichen. Diese magische Elektronenröhre ist die Seele des Radioapparates und ohne sie wären die ans Wunderbare grenzenden Ergebnisse der Radioübertragung nicht denkbar. Die Knöpfe und Griffe des Radiokastens dienen zum Einstellen auf die gewünschte Wellenlänge.

Trotzdem die Radiotelephonie noch eine junge Erfindung ist, so scheint sie doch dazu berufen, in der Entwicklung der Menschheit eine führende Rolle einzunehmen, denn es gibt keine bessere Möglichkeit, die Menschen einheitlich zu informieren, zu unterhalten und zu bilden. Das Radio ist bei seiner fast unbeschränkten Verbreitungsmöglichkeit also der Inbegriff der aktuellen Öffentlichkeit. Dieses hohe Ziel würde allerdings erst dann erreicht sein, wenn die Empfangsapparate ganz allgemein in Gebrauch kommen, was wiederum nur möglich ist, wenn sie Massenfabrikate werden und dementsprechend einen für die Allgemeinheit erschwinglichen Preis haben.

Wem ein alter Torturm seine Erhaltung verdankt.

Wenn man in Konitz die Bahnhofsvorstadt durchwandert hat, steht man staunend still vor dem Stadtbilde, das sich einem zwischen dem Mönchsee und dem abgelassenen Ziegelsee darbietet. Das alte „allzeit getreue" Konitz mit Türmen und Mauern. Die Mauern und Mauertürme sind allerdings zerfallen. Nur ein Turm, der Schlochauer Torturm, ist ganz erhalten und ein Wahrzeichen von Konitz. Wem hat der seine Erhaltung zu verdanken?

In Konitz fand die *Reformation nur langsam* und im stillen Eingang. Die Stube, die Bibel und die Postille des Bürgermeisters Michael Jöde waren der Sammelpunkt aller Evangelischgesinnten der Stadt. Da kamen im Jahre 1555 Dominikanermönche der Stadt Culm, die das Ordenskleid abgelegt hatten, durch Konitz. Der eine von ihnen, Elroterus Berent, ließ sich bereden, in Konitz zu bleiben und in der Pfarrkirche St. Johann das reine Evangelium zu predigen.

Die Erinnerung an diese Einrichtung des öffentlichen evangelischen Gottesdienstes im Jahre 1555 ist in einem Bilde festgehalten.* Es stellt die Reformation in Gestalt eines siebenarmigen goldenen Leuchters dar, der auf seinen Armen die ersten 21 Artikel der Augsburgischen Konfession trägt. Der Leuchter steht auf der Bibel, und diese liegt auf der Bundeslade, auf deren Vorderseite der Passauer Vertrag von 1555 und der Osnabrücker Friede von 1649 dargestellt ist. Zur Seite stehen Luther und der Kurfürst Johann Friedrich der Beständige von Sachsen.

Im Jahre 1616 mußten die Evangelischen aber wieder die Pfarrkirche räumen.

Der Rat hatte dies Ereignis vorausgesehen und rechtzeitig für eine andere gottesdienstliche Stätte gesorgt. Schon 1610 hatte er die baufällig gewordene Hospitalkirche zum heiligen Geist abbrechen und eine neue größere, zum guten Teile auf einem der Stadt gehörigen Grunde bauen lassen.

So hatte die evangelische Gemeinde nach Verlust der Pfarrkirche wenigstens einen Unterschlupf. Aber nur zu bald stellte es sich heraus, daß sie viel zu klein war. So wurde denn das Rathaus auf dem Markt in seinem oberen Stockwerk zur Kirche eingerichtet und diese 1620 unter dem Namen zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit eingeweiht. Später wurde das ganze Gebäude als Kirche hergerichtet und ein kleines Rathaus daneben gebaut.

Die Glocken aber für diese beiden evangelischen Kirchen wurden auf den Schlochauer Torturm gebracht.

Hier blieben sie auch, als beide Kirchen abbrannten und neu gebaut wurden. Und da der Turm als Glockenstuhl diente, wurde er, so oft ein Feuer ihn zerstörte, immer wieder neu aufgebaut, während man die anderen Türme verfallen ließ. Auch die Glocken zerschmolzen des öfteren und erstanden immer wieder neu aus der Glut.

Auf der großen Glocke steht deshalb mit Recht: Durch Gottes Gnade goß mich Johann Martin Meyer und Sohn August Wilhelm Schumacher in Neu-Stettin 1797.

Vormals in Feuersgluth zerflossen,
Zersprengt zuletzt und umgegossen.
Zum viertenmal erinnere ich durch mein Geläut
An Rettung in Gefahr, an Gott und Sterblichkeit.

Die kleinere Glocke hat folgende Inschrift:

Gott, gieb Fried in deinem Lande, Glück und
Heil zu allem Stande.
Da auf den Brand vom 18. Dezember 1657 12 Jahre
verflossen
und die in Asche gelegte Stadt sich wiederum erquicket hat,
hat man mich in die Form geschlossen.
Mein Gott, laß deine Engelscharen
nunmehr die Stadt und mich bewahren.

J. P.

* Das Original verbrannte 1742, aber schon 1790 hatte der Bürgermeister Wolff diese Kopie anfertigen lassen.



Bunte Chronik



* **Im Duell gegenseitig erschossen.** Aus Mexiko (Stadt) wird gemeldet: Zwei Mitglieder einer Kommission des Gemeinderats von Tabuca, einer Vorstadt von Mexiko, Ingenieur Carriolo und Prof. Izguirdo, erschossen sich gegenseitig in einem Pistolenduell mit vier Meter Distanz aus Anlaß einer Streitigkeit innerhalb einer Kommission.

*

* **Ein geheimnisvolles Unterseeboot.** Eine englische Zeitung berichtet von einem englischen U-Boot, XI, dem größten Unterseeboot der Welt, das auf der Höhe von Chatham bereit liegt zu einer Ausreise um die Welt. Die Mannschaft soll aus 121 Köpfen bestehen und das Schiff in der Lage sein, $2\frac{1}{2}$ Tage ununterbrochen unter Wasser bleiben zu können.

*

* **Der Modehund und die Uhr.** Die Londoner Modedamen haben eine neue Sitte eingeführt. Sie lassen die Hunde ein Uhrhalsband tragen und lesen an ihm die Zeit ab. Will man also von einer Dame die Zeit wissen, so antwortet sie: „Sprechen Sie mit meinem Hunde." — Man sieht, es gibt immer noch eine Menge Leute, die keine Sorgen haben.



Lustige Rundschau



* **Ihre Stärke.** Er: „Frauchen, du schnarchst so laut, daß man es im Nachbarshause hören kann!" — Sie (pikiert): „Es ist gar nicht nett von dir, dich über meine Schwäche lustig zu machen." — Er (lachend): „Aber, Frauchen, das ist doch nicht deine Schwäche, sondern deine Stärke!"

*

* **Im Examen.** Professor: „Ich habe Ihnen, meine Damen, in der letzten Stunde mitgeteilt, daß das Gehirn des Mannes größer ist als das der Frau! Was schließen Sie daraus, Fräulein Müller?" — Schülerin: „Daß es beim Gehirn nicht auf die Quantität, sondern auf die Qualität ankommt!"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.